Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 20 Lemberg, am 28. Gilbhart (Oktober) 1928



18)

Sie hielt sich zitternd an der Stuhllehne fest, während Giovanni die Scherben aufsammelte.

„Wohin und wann ist der Herr Professor verreist?“ fragte sie mit klangloser Stimme.

„Heute früh mit dem ersten Zuge nach Milano.“

„Und wann — kommt er wieder?“

„Davon haben er nichts gesagt.“

„Gut — rufen Sie Doktor Elsner.“

Es schwindelte ihr vor den Augen, und ein unbestimmtes Angstgefühl würgte sie im Halse.

Ein leises Stöhnen vom Lager der Frau Rudloff rief sie zu ihrer Pflicht zurück.

Sie tat alles, was sie in ähnlichen Fällen zu tun gewohnt war, und ihre Geistesgegenwart verließ sie nicht wieder. Dazwischen aber raunte es ihr beständig in den Ohren: Er ist fort — warum ist er fort?

Da kam Doktor Elsner.

Frau Rudloff hatte sich so weit erholt, daß sie ihn mit klarem Bewußtsein ansehen konnte, und verwundert fragte, was denn geschehen wäre.

Carmen berichtete ihm die näheren Umstände, während er die Kranke untersuchte.

Er traf Anordnungen und bedeutete der Schwester, die Kranke noch eine Weile zu beobachten. Er werde nach einiger Zeit noch einmal vorsprechen.

Carmen verbrachte diese Zeit am Krankenbette Frau Rudloffs in Folterqualen. Sie fühlte sich erregt, beängstigt und bedrückt. Warum hatte ihr Hartungen gestern nicht mitgeteilt, daß er heute verreisen müsse, warum hatte er sie auf „das Morgen“ vertröstet? Und keine Zeile hatte er ihr hinterlassen.

Halt — es durchzuckte sie plötzlich. Sie hatte ja vorhin einen Brief bekommen. Sollte der von ihm sein? Er brannte ihr in der Tasche.

Sie warf einen Blick auf die Kranke, die eingeschlummert war. Da trat sie schnell ans Fenster und holte den Brief hervor.

Geliebteste!

Habe noch ein wenig Geduld. Wenn alles glücklich erledigt ist, bin ich bald wieder bei Dir. Warte auf mich.

In Ewigkeit Dein

Arnim v. H.

So kurz die Zeilen und so dunkel der Sinn, sie erleichterten sie doch. Immer wieder drückte sie ihre Lippen auf seinen Namen.

„Schwester Carmen.“

Sie schrak bei dem Anruf zusammen und barg den Brief schnell wieder in die Kleidertasche.

Doktor Elsner war wiedergekommen, und als er die Kranke so ruhig schlafend fand, erlöste er die Schwester von ihrem Wachtposten.

Carmen atmete erleichtert auf, aber neue Pflichten warteten ihrer. Die Arbeit häufte sich gerade heute, und das war gut so, denn es lenkte sie von ihren eigenen Gedanken ab.

Sie mußte auch nachsehen, ob das Zimmer, wo Laßwitz gewohnt hatte, für die neue Patientin, die heute nachmittag eintreffen sollte, in Stand gesetzt war.

Als sie den Korridor entlang schritt, öffnete sich die Tür nach Frau Dietrichs Zimmer und Gerda steckte den Kopf durch die Spalte:

„Haben Sie ein wenig Zeit für mich, Schwester Carmen?“ fragte sie freundlich.

Carmen bejahte, obgleich sie die Gesellschaft der jungen Frau heute weniger denn je ertragen zu können glaubte.

Frau Dietrich führte sie in ihr Zimmer zum Fenster, holte eine Photographie, und zeigte sie der Schwester mit bedeutsamen Blicken.

„Wer ist das?“ fragte Carmen völlig interesselos.

„Mein Zukünftiger.“

„Ah — Sie sind verlobt?“

„Noch nicht — aber ich will mich verloben, sehr bald. Er wird hierherkommen. — Ist er nicht schön?“

„Gewiß,“ bestätigte Carmen, die kaum einen flüchtigen Blick auf das Bild geworfen hatte.

„Sein Aeußeres hat mich bestochen, ihn vor den anderen zu wählen,“ fuhr Gerda fort. „Meine Mutter rät mir auch zu diesem.“

Carmen sah jetzt verständnislos in Gerdas glühendes Gesicht.

„Sie lieben ihn vermutlich auch?“ sagte sie.

Gerda lachte.

„Wissen Sie — mit der Liebe hat es noch Zeit, ich kenne ihn ja noch nicht, die Hauptsache ist, daß alles andere klappt. Sein Stand sagt mir zu. Er ist früherer Offizier in gut besoldeter Beamtenstellung. Ich will doch nicht allein den Haushalt von meinem Vermögen bestreiten. Und über alles andere sprechen wir uns hier aus. Ein etwas teurer Spaß zwar, ihn dazu hierherkommen zu lassen, aber ich bin doch augenblicklich nicht in Berlin, und es klingt auch besser, wenn meine Freundinnen und Bekannten denken, ich hätte ihn hier kennen gelernt. Man darf sich niemals zu sehr in die Karten schauen lassen.“

Carmen war ganz verdutzt und begriff erst ganz allmählich den Zusammenhang. Ein Schauder befiel sie. Zu welchen Mitteln griff diese Frau, um an den Mann zu kommen! Wo blieb da die hohe Gewalt der Liebe, die ihr allein der einzige Grund und die einzige Möglichkeit für eine Ehe dünkte? Und sie gedachte ihrer eigenen Liebe, dieser himmelstürmenden, beseligenden Glut ihres Herzens, die sie zu dem geliebten Manne drängte.

Und in diesem Gedanken verwandelte sich ihre Geringschätzung in Bedauern. Auch ein kleines Lächeln entlockte ihr Gerdas letzter Ausspruch, den sie selbst widerlegt hatte.

„Wir wollen unsere Verlobungsanzeigen darum auch von hier abschicken,“ sprach Frau Dietrich weiter. „Die fallen dann wie Bomben in Berlin ein und zünden. Wie sie mich beneiden werden!“ Vergnügt rieb sie sich die Hände.

„Arme Frau,“ dachte Carmen. „Ist das dein einziges Glück, beneidet zu werden, dann ist es armselig genug damit bestellt.“

Sie suchte nach einem Vorwande, von der Frau, deren Charakter sie ja längst durchschaut hatte, loszukommen, aber Gerda Dietrich brauchte offenbar jemand, um sich aussprechen zu können, und hielt die Schwester noch fest. Sie hatte ihr schon so vieles anvertraut und wußte, daß sie ihrer Verschwiegenheit sicher war. So kramte sie ihre tiefsten Geheimnisse aus und klopfte darauf neugierig, aber vorsichtig, bei Carmen auf den Busch nach dem Grafen Laßwitz. Der wäre doch ein echter Frauenjäger gewesen, der es mit allen gehalten und mit keiner ernst gemeint hätte.

Carmen war auf ihrer Hut und verriet sich durch keine Miene, so daß Gerda sie insgeheim eine Scheinheilige nannte.

Endlich war Carmen auch davon befreit und sie konnte weiter ihren Obliegenheiten nachgehen.

Gegen fünf Uhr nachmittags traf die neue Patientin im Sanatorium ein. Giovanni hatte sie von der Bahn abgeholt und Frau Behrendt sie in Empfang genommen.

Auf dem Flur begegnete Carmen Frau Behrendt, die von der fremden Dame kam.

„Liebe Schwester Carmen, wollen Sie, bitte, einmal zu Frau Karsten gehen. Sie klagte, daß sie sich nicht wohl befände und an der gemeinschaftlichen Abendtafel nicht teilnehmen könne. Vielleicht können Sie ihr irgendwie helfen, da doch der Herr Professor verreist und Doktor Elsner auch nicht mehr im Hause ist."

Carmen erklärte sich sofort bereit.

Mechanisch klopfte sie an die Tür von Nummer 39 und trat nach kurzem Zögern ein.

Auf der Schwelle blieb sie überrascht stehen und glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen.

„Frau Brinkmann, sind Sie es denn wirklich?" rief sie, erfreut nähertretend, und der Fremden beide Hände entgegenstreckend.

„Schwester Carmen!"

Die Ueberraschung schien auf der anderen Seite noch intensiver zu sein.

„Sie finde ich hier — Sie! Wie hätte ich das für möglich gehalten!"

Frau Brinkmann umarmte sie stürmisch und küßte sie auf die Wangen.

„Sagen Sie mir doch nur: Wie kommen Sie denn hierher? Sind Sie hier im Sanatorium Schwester?"

„Ja, Frau Brinkmann, schon seit Ende April."

„Was Sie sagen! Hätte ich das nur früher gewußt! Aber ich wollte Ihnen nicht eher ein Lebenszeichen von mir geben — bis —. Wie ich mich freue, daß Sie hier sind, liebe Schwester! Das soll mir ein gutes Omen sein!" unterbrach sie sich.

Carmen sah forschend in das Gesicht der jungen Frau; es sah wieder blühend und hübsch aus, die Wangen hatten sich gerundet und gerötet, und jede Spur der schweren Krankheit schien verwischt zu sein.

„Sie sind doch wieder ganz gesund, Frau Brinkmann?" fragte sie teilnahmsvoll, indem sie sich von der anderen aufs Sofa ziehen ließ.

„Ganz gesund — gottlob," bestätigte Hella.

„Und dennoch suchten Sie ein Sanatorium auf?"

Ueber Hellas Gesicht glitt ein fahler Schein.

„Ja," sagte sie zögernd, „meine Nerven sind etwas angegriffen — von dem fieberhaften Suchen — von der Unruhe und Unrast —"

Carmen drückte Hellas Hand.

„Sie sind — am Ziel?"

Ein schwerer Seufzer kam aus Frau Brinkmanns Brust.

„Noch nicht, Schwester Carmen — aber — hoffentlich recht bald. Sie glauben nicht, welche Mühe und Zeit es mich gekostet hat, ihn und das Kind aufzufinden."

„Aber jetzt — wissen Sie den Aufenthaltsort?"

„Ja." Ihre Stimme schwankte.

„Und — Sie wollen ihn noch nicht aufsuchen?"

„Doch — ich will, Schwester Carmen," rief Hella jetzt in leidenschaftlicher Erregung — „vor Ihnen, die Sie meine Geschichte kennen und so warmen Anteil an mir nahmen, keine Komödie — zu diesem Zweck bin ich hierher gekommen."

„Hierher?" fragte Carmen, von einer seltsamen Unruhe befallen. „So wäre Ihr Gatte in Lugano?"

Hella nickte.

„Er weiß, daß Sie kommen — er erwartet Sie?"

„Nein — er weiß nichts — er ahnt es nicht einmal. Fünf lange Jahre haben wir uns nicht gesehen, nichts voneinander gehört. Und ich habe mir, wie Sie wissen, vorgenommen, unvorbereitet zu ihm zu kommen, mich ihm zu Füßen zu werfen um — meines Kindes willen. — Sagen Sie, Schwester Carmen — ich hörte, der Besitzer des Sanatoriums wäre verreist?"

„Ja," erwiderte Carmen, und bei dem Beben ihres eigenen Herzens überhörte sie das Zittern in der anderen Stimme.

„Und — und — wo ist das Kind? Kann ich das Kind sehen?"

„Es — ist nicht hier, — sondern in einer Genfer Pension."

„Nicht hier?" schrie Frau Brinkmann enttäuscht auf, „und ich hatte gehofft — es hier zu finden!"

„Was wollen Sie — von seinem Kinde?" fragte Carmen mit ganz gebrochener, klangloser Stimme.

Jetzt ergriff Hella beide Hände Carmens und drückte sie krampfhaft:

„Können Sie das noch fragen? Haben Sie nicht längst erraten, daß es **mein** Kind ist, meine Isolde, mein Liebling?"

Carmen prallte zurück. Ein Schwindel packte sie, und es war ihr, als ob alles Blut ihrem Körper entwiche und die Besinnung ihr schwinden wollte.

„So — wäre — Hartungen — Ihr — Ihr —"

„Mein Gatte — ja."

Es wurde plötzlich still, unheimlich still in dem Raum. Carmen starrte die Frau vor ihr wie entgeistert an, aber diese hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und schluchzte in sich hinein.

Da krampfte sie die eiskalten Hände ineinander und biß die Zähne zusammen in wahnsinnigem Schmerz, um ihn nicht herausschreien zu müssen.

Frau Brinkmann nahm die Hände von ihrem Gesicht. „Es hat Sie überrascht, Schwester Carmen. Sie sehen ganz konsterniert aus."

Da kam Carmen die Selbstbeherrschung zurück.

„Ja — es hat mich überrascht — grenzenlos überrascht," antwortete sie. Und ein bitterweher Ton zitterte durch ihre Stimme. „Ich hielt Sie für eine Frau Brinkmann —"

„Das ist nur mein Künstlername, den ich annahm, um meines Gatten Namen zu schonen, weil ich ohne seinen Willen zur Bühne ging," erklärte Hella nun wieder gefaßter. „Und Hartungen wird davon nicht gesprochen haben, daß seine Frau noch lebt."

„Nein — er galt hier als Witwer," stammelte Carmen kaum verständlich, mit blutleeren Lippen.

„Das konnte ich mir denken," fuhr Frau Brinkmann fort. „Ach, Schwester, wie mir das Herz vor Angst in der Brust zittert, ich könnte vielleicht vergebens zu spät gekommen sein. Das — ertrüge ich nicht, das brächte mich an den Rand der Verzweiflung. Daß er mich noch liebt, wie ehemals, wage ich nicht zu hoffen, aber — wenn eine andere an meine Stelle getreten wäre — wenn er eine andere — Schwester Carmen — Sie waren monatelang in seiner Nähe, Sie haben ihn beobachtet, seinen Verkehr, sein Wesen, seine Gewohnheiten kennen gelernt — sagen Sie mir das eine: Kann ich in dieser Beziehung wenigstens ruhig sein — haben Sie irgend etwas bemerkt, das auf sein Interesse für eine andere schließen ließe? Sagen Sie es mir —"

„Ich — weiß von nichts."

Hatte sie das wirklich gesprochen, oder war es eine fremde Stimme, die ihr ans Ohr schlug?

Sie meinte, ihre Züge, ihre Augen müßten sie Lügen strafen, und sie hätte es der Frau dort ins Gesicht rufen mögen: „Ich bin es, für die er Interesse hat, er liebt mich und ich liebe ihn wahnsinnig." Aber es kam kein Ton über ihre Lippen. Es war ihr, als wenn ihre Glieder plötzlich zu Eis erstarrten, als wenn jegliches Gefühl daraus gewichen wäre.

„O, dann ist es gut — erzählen Sie von ihm, Schwester," bat Hella weiter. „Ist er sehr gealtert — vor Gram? — Mein Gott, er ist kaum 39 Jahre alt. Wer besorgt ihm die Wirtschaft — wer leitet den Haushalt? — Hat er Bekannte hier, und — kommt Isolde ihn zuweilen besuchen?"

Carmen stand Folterqualen aus, aber sie berichtete wie eine Maschine, die man in Gang gesetzt hat und deren Räder das Pensum abrollen müssen.

Endlich schlang Frau Brinkmann die Arme um ihren Hals:

„Das ist mir wie eine Schicksalsfügung, daß ich Sie hier getroffen habe, Schwester Carmen. Schon einmal in einer schweren Zeit waren Sie mir Trösterin und Freundin. Ihr Zuspruch, Ihre Anteilnahme an meinem Geschick, Ihr Trost richteten mich auf, und nun — flehe ich Sie an: Machen Sie das Maß Ihrer Güte und Menschenliebe voll: Stehen Sie mir bei in dieser schweren Zeit — helfen Sie mir — bereiten Sie ihn vor, wenn er kommt, sagen Sie ihm, wie ich bereue, und daß ich mich nach seiner —"

„Unmöglich!"

Es war ein Verzweiflungsschrei, der mitten in die Worte hineintönte.

Befremdet sah Frau Brinkmann zu der schönen Schwester auf, die vom Sofa aufgesprungen war und mit so geisterhaft bleichen Zügen vor ihr stand. Sie begriff nicht.

Carmen kam sofort zur Besinnung, als sie dem seltsam forschenden Blick der anderen begegnete.

„Ich — verlasse nämlich noch heute das Sanatorium," erklärte sie in unnatürlicher Ruhe.

„Sie wollen fort?" rief Frau Brinkmann enttäuscht. „Sie wollen mich verlassen, in meiner schwersten Stunde? Ich soll ganz allein stehen, ganz allein, ich soll niemand haben, zu dem ich mich aussprechen, bei dem ich mir Rat und Trost holen kann? O, tun Sie mir das nicht an: Bleiben Sie wenigstens, bis Hartungen wieder hier — bis alles entschieden ist — mir zuliebe bleiben Sie! Seien Sie mir in Wahrheit die barmherzige Schwester. — Warum wollen Sie jetzt gerade fort?"

Carmen hätte aufschreien mögen, aber sie bezwang sich: „Ich — empfing heute eine Nachricht von zu Hause — meine Schwägerin erkrankt — ein kleiner Bube ist angekommen — man braucht mich daheim — meine Koffer sind gepackt — es ist alles bestimmt — man erwartet mich —"

Sie wußte in ihrer grenzenlosen Erregung kaum, was sie alles vorbringen sollte, um die ahnungslose Frau zu überzeugen, zu täuschen über den wahren Grund. Sie durfte ihr nicht sagen: Ich gehe, um dir den Platz zu räumen, ich gehe, weil Bleiben für mich den Tod bedeutete.

Hella Brinkmann aber versuchte sie zum Bleiben zu bewegen, wenigstens für einige Tage. Ob denn ihre Abreise unumgänglich notwendig wäre, ob die Ihren daheim sich nicht ohne sie behelfen könnten? „Jetzt glaube sie nicht mehr an einen guten Ausgang ihrer Sache" meinte sie unter Tränen, die Carmen ins Herz schnitten. „Mit Carmen würde ihr letzter Halt und ihre letzte Hoffnung schwinden."

Carmen suchte mit Anstrengung nach einem teilnehmenden, tröstenden Wort, und es wurde zur Phrase in ihrem Munde. Sie kam sich dieser Frau gegenüber wie eine Schuldige vor und durfte ihr diese Schuld nicht einmal gestehen. Damit hätte sie ihr wirklich den letzten Halt und die letzte Hoffnung geraubt. Für sie selbst gab es nur einen Weg: Fort.

Endlich riß sich Carmen los; sie fühlte, daß sie am äußersten Rande ihrer Kraft und Selbstbeherrschung angelangt war, und daß jede weitere Minute den Zusammenbruch ihrer geistigen und physischen Widerstandskraft bringen mußte.

Auf ihrem Zimmer brach sie denn auch zusammen. Wie eine Flut schoß es über sie dahin. Sie biß in die Kissen ihres Bettes, darin sie den Kopf gegraben hatte, damit ihr Schmerzensschrei nicht laut würde. Sie raste in ihrem Schmerz — in ihrer bitteren Enttäuschung.

Endlich kam sie zur Besinnung. Sie richtete sich auf und sah verstört um sich.

Was war mit ihr geschehen? Es war doch noch alles wie ehedem. Was hatte plötzlich die Sonne verdunkelt, die kurz zuvor noch so verheißungsvoll vom tiefblauen Himmel in ihr Herz gestrahlt hatte, daß tausend Blüten und Wunder darin aufgegangen waren? Wo war ihre unversiegbare Lebensfreude geblieben, die sich so gut über Schweres und Bitteres hinwegsetzen konnte? Es mußte wohl zu schwer und bitter gewesen sein, was diesen Quell verschütten konnte. Sie meinte, Jahre wären vergangen seit jener Glücksstunde im nächtlichen Park, und ein herbes Schicksal hätte sie gebeugt und vernichtet. Und es war nur ein kurzer Tag — ein kurzer Traum, der im Nichts zerronnen und zerflattert war.

Nun glaubte sie zu wissen, wer er war, den sie geliebt hatte mit allem, was ihr heilig war, mit ihrer ersten großen und einzigen Liebe. Jeden Gedanken, den ganzen Reichtum ihres Inneren hatte sie für ihn aufgespeichert — freudig hatte sie ihm ihre Schätze darbieten wollen, und er — war deren nicht wert. Alles Große, das sie in ihm gesehen, hatte sie selbst nur in ihn hineingelegt, sie hatte ihn mit den edelsten Eigenschaften geschmückt, wie man einen Altar schmückt. Was für sie die Erfüllung ihres Lebens bedeutete, war für ihn nur eine interessante Episode gewesen, deren Folgen man sich entzog, und er, der „keine Liebeleien in seinem Hause hatte dulden wollen", er selbst hatte sie geküßt im verschwiegenen, nächtlichen Park.

Das Schamrot flammte in ihren Wangen jäh auf. Seine Frau lebte, er war nicht frei, und er hatte es ihr feige verhehlt. Darum also sein seltsames Wesen und Gebaren, darum die geheimnisvollen Worte: „Glaube an mich — vertraue mir!" Worin sollte sie ihm noch glauben und vertrauen, nachdem er sie hintergangen hatte? — Schmerz und Scham drückten sie zu Boden. Sie kam sich entehrt, gedemütigt vor.

Und doch — was kroch plötzlich zu ihrem Herzen und machte sie erbeben? Wenn sie ihm Unrecht tat — wenn er sie dennoch wahrhaft liebte — wenn er um ihretwillen nach Mailand gefahren war, um Schritte zu seiner Freiheit zu tun — wenn er um ihren Besitz kämpfen wollte bis zum Aeußersten?

Ein schwindelndes Glücksgefühl packte sie, eine selige Hoffnung. Danach folgte der Absturz in die Tiefe um so furchtbarer.

Wie durfte sie sich der Frau in den Weg stellen, die in der Aussöhnung mit dem Gatten, in dem Wiederbesitz ihres Kindes ihr Lebensziel sah? Wie durfte sie das einzige rauben, womit sie ihre Schuld sühnen und Friede mit Gott und den Menschen machen wollte? Niemals — um diesen Preis erkaufte sie sich ihr eigenes Glück nicht. Wenn die Frau auch keine inneren Rechte an ihren Mann besaß, wenn sie sich durch eigene Schuld von dem Platz, der ihr gebührte, verdrängt hatte — wenn er ihr diesen Platz nicht mehr einräumen wollte — eins durfte er ihr nicht nehmen: das Recht der Mutter. Das war und blieb eine unüberwindliche Scheidewand. Der Kampf mit dieser wäre ein armseliger geworden, in dem sie ihr Bestes verloren hätte: Sich selbst. Für sie gab es nur einen Weg, den der Entsagung und Flucht. Keine Nacht mehr durfte sie unter diesem Dache schlafen — er durfte sie nicht mehr finden, wenn er zurückkehrte.

„Gute Nacht, Liebster!"

Das war ihr letzter, vorbedeutungsvoller Gruß an ihn gewesen. Er hatte sie auf ein Morgen vertröstet, aber dieses Morgen kam nicht mehr. Es blieb fortan finstere Nacht um sie.

Die Flügel, die sie so hoch, dem Sonnenlicht entgegen gespannt hatte, waren erlahmt. Sie hatten nur noch die Kraft, heimwärts zu fliegen und müde und matt an das Mutterherz zu sinken.

„Tapfer sein — tapfer sein," schrie es in ihr auf.

Die Tränen schossen ihr in die Augen.

Sie legte die Arme unter den Kopf und weinte bitterlich.

Als sie sich einigermaßen gefaßt hatte, ging sie zu Frau Behrendt, um diese von ihrer Abreise in Kenntnis zu setzen und sie zu bitten, sie beim Professor zu entschuldigen. Sie könne seine Genehmigung nicht mehr einholen und müsse noch heute abend abreisen.

Frau Behrendt war sehr bestürzt über die Absicht der Schwester sowohl, wie über deren bleiches, verstörtes Aussehen. Sie fragte teilnehmend, ob es so schlimm mit ihrer Schwägerin stünde, daß sie durchaus heim müsse. Als Carmen bejahte, zeigte sie sich teilnehmend und hilfsbereit, versprach, sie bei Hartungen zu entschuldigen und von ihrem Fortgehen den Gästen gegenüber vorher nichts zu verraten, um unnötiges Aufsehen zu vermeiden.

Carmen dankte ihr warm; sie wußte, was sie in dieser Frau besessen hatte und nun verlor.

Darauf beeilte Carmen sich, ihre Koffer zu packen. Ganz unauffällig, wenn alles schlief, wollte sie fort.

Als Giovanni, den allein sie von ihrer Abreise verständigt und um den Wagen gebeten hatte, kam, um ihre Koffer zu holen, standen Tränen in des Burschen Augen:

„Was wird nun der Signore Professore sagen," jammerte er.

Carmen wandte sich ohne ein Wort der Erwiderung zur Tür und schritt eilig hinaus.

Unten bestieg sie den haltenden Wagen, und fort rollte er.

Keinen Blick warf sie mehr zurück auf das stolze Gebäude, auf den im Mondschein liegenden Park, den nahen See. Es kam auch keine Träne aus ihren Augen und kein Aufschluchzen aus ihrer Brust. Drinnen schien alles erstorben zu sein.

Bald saß sie im Zuge, und das eintönige Räderrasseln mischte sich in ihre Gedanken — raterata—raterata. Zuletzt wurde ihr so wüst davon im Kopf, daß sie nicht mehr klar denken konnte. Menschen, Situationen, Ereignisse verschoben sich. Das Licht der elektrischen Coupélampe schmerzte sie, und wenn sie in das undurchdringliche Dunkel der Nacht hinaussehen wollte, sah sie nur ihr eigenes Spiegelbild in der blanken Fensterscheibe.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Lady Drummond schildert ihre Fahrt im „Zeppelin"

London. Lady Drummond=Hay, die einzige Frau an Bord des „Graf Zeppelin", die als Vertreterin des Evening Standard die Reise mitmachte, erklärte in einem Telegramm an den Evening Standard, daß sie jede Minute des Fluges von Friedrichshafen bis Lakehurst genossen habe. Sie habe ungern das Luftschiff verlassen, das während vier Tagen und Nächten sie und 59 Gefährten durch die Luft getragen habe. Die Fahrt sei so dramatisch gewesen, wie man nur wünschen konnte. Man habe in einer anderen Dimension gelebt. In vier Tagen seien die Passagiere der Gnade der Maschinen in einer Welt des Himmels und der Wolken und des Sturmes ausgeliefert gewesen. Alle kleinen Fragen des Lebens hätten dem einzigen wesentlichen Problem „Leben oder Tod" Platz gemacht. Die Männer hätten sich zu Helden entwickelt. „Ich wünschte," sagt sie, „ich könnte ihre Heldentaten von den höchsten Wolkenkratzern Neuyorks ausrufen!" — Lady Drummond=Hay schildert das behagliche Leben an Bord. Jeder sei fieberhaft beschäftigt gewesen, Postkarten zu schreiben, um die Postsäcke zu füllen. Am ersten Abend hätte man an Bord getanzt. Da das Leben an Bord des Luftschiffes jedoch durch die ständige Vibration und das Summen der Motore sehr anstrengend und ermüdend sei, sei sie selbst früh zu Bett gegangen. Am nächsten Morgen hätte ein heftiger Sturm geherrscht. Das Luftschiff sei tief heruntergegangen und dann wieder schnell in die Höhe geschossen. Die Passagiere, die gerade beim Frühstück gesessen hätten, seien völlig durcheinandergeschüttelt worden. Tische, Stühle, Geschirr, Butter, Marmelade, alles sei umgeworfen worden und auf den Boden geflogen. Sie selbst sei gegen einen Künstler geschleudert worden, der seinerseits über einen Photographen fiel. Die Konfusion hätte aber nur einige Minuten gedauert, trotzdem sie allen viel länger vorgekommen sei. Es hätte viel blasse Gesichter gegeben. Sie selbst sei nicht erschrocken gewesen, sei vielmehr beim Anblick des Durcheinanders zum Aerger einiger Mitreisender in lautes Lachen ausgebrochen. Sie hätte sich dann zu Dr. Eckener auf die Brücke begeben, wo er und die Offiziere fieberhaft arbeiteten. Man habe ihr erzählt, daß ein Windstoß einen Teil der Hülle abgerissen hätte.

Amüsant schildert Lady Drummond=Hay, wie alle im Eßzimmer am Sonntagmorgen mit hungrigem Magen saßen und eifrigst Postkarten schrieben. Durch die Verlängerung der Reisezeit sei der Proviant knapp geworden, der Kochherd, der durch die Motoren erwärmt wurde, habe bei der niedrigen Geschwindigkeit nicht die nötige Wärme zum Zubereiten des Essens aufgewiesen. Zum Mittag hätte es jedoch eine Ueberraschung gegeben, nämlich warmes Kalbfleisch und Reis. Als Engländerin, die des Nachmittags ihren Tee gewohnt war, hätte ihr der Koch jeden Nachmittag unter seiner Schürze verborgen eine Kanne Tee gebracht. — Als die Bermuda=Inseln erreicht wurden, war die Stimmung wieder auf dem Höhepunkt, weil jeder das Gefühl hatte, daß die Fahrstrecke geringer werde. Die Elemente hätten das Luftschiff beinahe zerstört, doch die Maschinerie habe sie besiegt. Am Sonntag abend war zum Abendbrot wieder eine lustige Gesellschaft beisammen, obgleich die Offiziere sehr ermüdet waren. Besonders Dr. Eckener, der sich in jeder Weise aufgeopfert hatte, bedurfte dringend des Schlafes. Am nächsten Morgen (Montag) schliefen alle länger als gewöhnlich. Gegen 9 Uhr sei dann Dr. Eckener in den Salon gekommen, um zu verkünden, daß das Land gegen Mittag gesichtet werden würde.

Ein Sprung ins Glück

Prag. Fräulein D. war das wohlerzogene Töchterlein eines wohlhabenden Mannes, der, wie alle wohlerzogenen Väter wohlhabender Töchterlein, sich betreffs der künftigen Verehelichung seiner Einzigen mit hochtrabenden Plänen abgab. Wie alle wohlerzogenen Töchterlein war Fräulein D. seinerseits so lange wohlerzogen, bis die unvermeidliche große Liebe über sie kam. Das Objekt dieser unvermeidlichen Liebe — was wiederum unvermeidlich ist — nicht wohlhabend. Daraus ergab sich zwangsläufig, daß der Vater, indem er auf die Wohlerzogenheit seines Töchterleins baute, seine Wohlhabenheit gegen die unvermeidliche Nichtwohlhabenheit ausspielte. Er sprach das in solchen Fällen übliche Machtwort. Hiermit endet der erste Akt.

Der zweite Akt spielt auf einer Prager Straße. In einem Fenster des dritten Stockwerks einer behäbigen Mietskaserne erscheint die Gestalt eines jungen Mädchens. Sie ruft so laut, daß alle Passanten es hören, ins Zimmer hinein: „Vater, wenn du deine Einwilligung nicht gibst, springe ich auf die Straße!" Sie zögert, sie kehrt aber auch nicht wieder ins Zimmer zurück. Und inzwischen hat ein Auto Zeit, heranzusausen, sechs Männer in Feuerwehruniform springen heraus und breiten ein Sprungtuch aus. Das Mädchen ruft zum letzten Male: „Ja — oder nein?" Dann springt sie.

Dritter Akt: Der wohlerzogene Vater erteilt den unvermeidlichen Segen. Er ist zu wohlerzogen, um vorher bei der Feuerwehr anzufragen, ob die Feuerwehrmänner echt waren. Man hätte ihm gesagt, daß die Feuerwehr nichts von all dem wisse.

Krieg gegen zwei Hunde

In der ländlichen Umgegend von Blackburn kann man auf Schritt und Tritt bewaffneten Leuten begegnen. Seit einigen Tagen machen zwei Hunde, ein Neufundländer und ein Airedale-Terrier, die Gegend unsicher und richten in den Schafherden großen Schaden an. Die beiden Tiere morden offenbar aus Vergnügen an der Sache, sind also regelrechte Raubtiere geworden. So hat der Airedale vor wenigen Tagen ein 90 Pfund schweres Schaf angegriffen und umgebracht.

Ein schreibgewandter Artist

Der staatliche Zirkus in Moskau hat auf Empfehlung Maxim Gorkis den italienischen Artisten Dalli engagiert, der eine erstaunliche Sensation ausführt. An jedem seiner zehn Finger ist eine Schreibfeder befestigt, während auf einem vor ihm aufgestellten Pult eine Schiefertafel liegt, auf der zehn verschiedene Sätze geschrieben sind. Dalli schreibt nun, nachdem er alle seine Federn in das Tintenfaß getaucht hat, auf Papier gleichzeitig die zehn Sätze, die ihm als Vorlage dienen, nieder.

Der Herr Minister ist zerstreut

In Stockholm ist unlängst folgende amüsante Sache passiert: Elien Lofgreen, der schwedische Außenminister, war beauftragt worden, bei einem Bankett einem älteren Mann — Ehrenbürger der Stadt — einen Orden zu überreichen. Am Ende des Banketts entledigte er sich seiner Aufgabe und übergab dem Gefeierten ein Lederetui. Der Jubilar öffnete es nicht und steckte es ein. Die Anwesenden applaudierten dieser bescheidenen Geste. Am fogenden Morgen war der Beschenkte nicht wenig überrascht, als er das Etui öffnete und darin — einen Rasierapparat vorfand. In welcher Situation hätte sich der Minister befunden, wenn der Jubilar das Etui sofort nach der Uebergabe geöffnet hätte?

Die telephonische Uhr

Die Neuyorker Telephon=Gesellschaft hat eine einträgliche Neueinrichtung eingeführt, die darin besteht, daß von einer bestimmten Telephonnummer aus gegen eine Gebühr von 5 Cent auf Anruf die genaue Zeit angesagt wird. Damit scheint einem dringenden Bedürfnis entsprochen zu sein. Die Einrichtung besteht erst einen Monat, hat der Gesellschaft aber schon ein nettes Sümmchen eingebracht. Diese telephonische Uhr ist eine Goldgrube. Täglich rufen im Durchschnitt bei „Meridian 1212" — das ist die Auskunftsstelle — gegen 10 000 Menschen an, die wissen wollen, wie spät es ist. Es gibt auch Tage, die einen Rekord von 20 000 Anrufen bringen. Interessante Schlüsse könnte man auch aus den Untersuchungen ziehen, in welcher Zeit die meisten Anrufe vorkommen. Zwischen sieben und acht Uhr, der Stunde des Aufstehens, und um Mitternacht herum finden die meisten Anrufe statt. Büroangestellte, die ins Geschäft müssen und vergessen hatten, am Abend vorher die Uhr aufzuziehen, fragen verzweifelt durch das Telephon: „Bitte, wie spät ist es?" Leute, die sich selbst nicht trauen oder ihrem Wecker nicht, abonnieren regelrecht auf „Telephonwecken" zu einer bestimmten Stunde. Man wird noch das Läutewerk des Telephons verstärken. Dann hat man den telephonischen Wecker, den man niemals aufzuziehen braucht. Nur am Ersten des Monats hat man eine Gebühr zu zahlen, und wenn man einmal später oder früher aufzustehen wünscht, braucht man nur „Meridian 1212" anzurufen: „Ich möchte morgen um sieben Uhr geweckt sein." Oder: „Wecken Sie mich morgen erst um neun Uhr." Man kann sich darauf verlassen. Um neun Uhr klingelt das Telephon und die Stimme des Telephonfräuleins flötet so süß: „Bitte, es ist neun Uhr", daß man gern aufsteht, während man sonst den Wecker an die Wand werfen möchte...